

JOËL TAN
Die Tochter des Ratsherrn

Joël Tan

Die Tochter des Ratsherrn

Historischer Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Originalausgabe November 2012 bei Blanvalet Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur

Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: © Johannes Wiebel | punchdesign,

unter Verwendung von Motiven von Bridgeman Art Library und

Ricardo Demurez/Demurez Cover Arts

LH · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38047-3

www.blanvalet.de

Für Lara

Wer Freude genießen will, muss sie teilen.
Das Glück wurde als Zwilling geboren.

GEORGE GORDON LORD BYRON

DRAMATIS PERSONAE

*Es folgt eine Aufstellung der wichtigsten Figuren, wobei die historisch verbürgten Personen mit einem * gekennzeichnet sind.*

Adolf V.*	Schauenburger Graf von Segeberg
Adolf VI.*	Schauenburger Graf von Pinneberg
Agatha v. d. Mühlenbrücke	Ehefrau des Gewandschneiders Voltseco, Freundin von Ragnhild
Agnes	Magd im Hause von Sandstedt
Albert von Holdenstede*	Ratsherr, Ehemann Ragnhilds, Bruder Conrads, Vater von Runa, Margareta, Godeke und Johannes
Alheid Salsnak(*)	Ratsherrnfrau
Alusch	Großtante von Ritter Eccard
Ava von Holdenstede*	Ehefrau Thiderichs
Bodo	Bote, Geliebter von Luburgis
Conrad von Holdenstede*	Ratsherr, Bruder Alberts, Ehemann Luburgis'
Conrad Salsnak(*)	Ratsherr
Eccard Ribe*	Ritter der Riepenburg, Gefolgsmann von Graf Gerhard II.

Ella	Magd von Hildegard von Horborg, Freundin Margas
Everard	Geistlicher, Ziehvater von Walther
Freyja von Sandstedt	Tochter von Walther und Runa
Godeke von Holdenstede	Ehemann von Oda, Sohn Ragnhilds und Alberts
Gerhard II.*	Schauenburger Graf von Plön
Hartwic von Erteneborg*	Ratsherr
Heinrich I.*	Schauenburger Graf von Rendsburg
Hereward von Rokesberghe*	Ratsherr, Verlobter von Margareta von Holdenstede
Heseke vom Berge*	Ehefrau von Johannes vom Berge
Hilda	Magd im Hause von Holdenstede, Mutter Margas
Hildegard von Horborg	Ratsherrnfrau, Freundin von Ragnhild
Jons	Page von Eccard Ribe
Johann II.*	Schauenburger Graf von Kiel, Ehemann von Margarete von Dänemark
Johann Schinkel*	Domherr, Hamburger Ratsnotar von 1269 bis 1299
Johannes von Holdenstede	Sohn Ragnhilds und Alberts
Johannes vom Berge*	Ratsherr, Ehemann Heseskes, Bruder Luburgis'
Kethe Mugghele	Begine, Freundin von Runa
Luburgis von Holdenstede*	Ehefrau Conrads, Schwester von Johannes vom Berge

Marga	Magd im Hause von Holdenstede, Tochter Hildas, Freundin Ellas
Margareta von Holdenstede	Tochter Alberts, Verlobte von Hereward von Rokesberghe
Margarete von Dänemark*	Ehefrau von Graf Johann II., Gräfin von Kiel
Marquardus Scarpenbergh*	Raubritter, Gefolgsmann von Graf Gerhard II.
Oda von Holdenstede*	Ehefrau Godekes
Olric Amedas*	Ratsherr
Ragnhild von Holdenstede	Ehefrau Alberts, Mutter von Runa, Godeke und Johannes
Runa von Holdenstede	Ehefrau Walthers, Mutter von Freyja und Thymmo, Tochter Ragnhilds und Alberts
Thiderich Schiffkneht	Ehemann Avas, Freund von Albert und Walther
Thymmo von Sandstedt	Sohn von Walther und Runa
Voltseco v. d. Mühlenbrücke*	Hamburger Gewandschneider
Walther von Sandstedt	Ehemann Runas, Vater von Freyja und Thymmo, Freund von Albert und Thiderich
Willekin Aios*	Bürgermeister Hamburgs von 1286 bis 1293

STAMMBAUM DER SCHAUENBURGER GRAFEN

Adolf IV.
†1261

Johann I. von Kiel
*1229 †1263

Gerhard I. von Itzehoe
*1232 †1290

Adolf V.
von Segeberg
*1252 †1308

Johann II.
der Einäugige,
von Kiel
*1253 †1321

Gerhard II.
der Blinde,
von Plön
*1254 †1312

Adolf VI.
von Pinneberg
von Rendsburg
*1256 †1315

Heinrich I.
*1258 †1304



TEIL I

Hamburg
Winter, im Jahre des Herrn 1290

PROLOG

Ein Monat vorher

»Sie sind da, Herr«, verkündete ein Diener leise durch den schmalen Türspalt und zwinkerte ein paarmal in die Dunkelheit, um seine Augen daran zu gewöhnen. Als er keine Antwort erhielt, trat er nahezu geräuschlos an den übergroßen Sessel seines Herrn heran und wiederholte seine Worte mit etwas lauterer Stimme. »Sie sind da, Herr.« In der Hoffnung, dass der Graf ihn diesmal gehört hatte, verharrte er schweigend hinter der hohen Lehne, bis er das geflüsterte Wort »Amen« vernahm.

Das Gehör Graf Gerhards I. hatte merklich nachgelassen, trotzdem wünschte er seit einigen Tagen, dass niemand um ihn herum mehr unnötig lärmte. Er wollte pausenlos beten, und sein Zwiegespräch mit Gott sollte nicht durch das Klappern von Geschirr, das Stampfen von Stiefeln oder den unflätigen Gesprächen der Dienerschaft unterbrochen werden.

»Bring sie alle herein«, erwiderte der alte Graf mit unbewegtem Blick in das Kaminfeuer und zog den edlen Pelz noch enger um sich. Trotz der Nähe zu den wärmenden Flammen fror er bitterlich. Seine Glieder waren dünn geworden und sein Haar grau und schütter. Es war höchste Zeit gewesen, seine Kinder zu sich zu bestellen.

Die Tür öffnete sich, und allen voran kam der fast blinde Gerhard II., der älteste noch lebende Sohn. Gleich dahinter betraten

die übrigen zwei Söhne und die letzte Tochter Gerhards I. das drückend warme Schlafgemach.

»Vater, wie schön es ist, Euch zu sehen«, sprach Hedwig mit aufrichtiger Stimme.

Der Graf lächelte ihr entgegen und winkte sie gleichzeitig mit einer müden Handbewegung an seine rechte Seite.

Die sanftmütige Tochter ergriff des Vaters faltige Hand und lauschte aufmerksam seinen Worten.

»Meine Kinder. Ich danke Gott, dass ich euch noch einmal sehen darf. Dies wird wohl unsere letzte Zusammenkunft sein.« Es war unüblich, dass Söhne und Töchter gleichzeitig zu ihrem sterbenden Vater gerufen wurden, doch der früher so hartherzige Graf schien mit den Jahren weich geworden zu sein. »Schaut euch nur um, die Reihen sind gelichtet. Sieben meiner elf Kinder habe ich schon überleben müssen, doch wenigstens ihr vier seid mir geblieben. Luitgard, Johann, Elisabeth, Albrecht, Bruno, Otto und Mechthild«, zählte der Vater mit traugeschwängelter Stimme die Namen seiner verstorbenen Kinder auf. Sein Gedächtnis war nicht mehr das beste, doch diese Namen entfielen ihm niemals.

Hedwig begann leise zu weinen. Auch wenn sie seit ihrem zwölften Lebensjahr mit König Magnus von Schweden verheiratet war und den Hof ihrer Eltern seither nur noch selten besucht hatte, schmerzten sie die Wahrheit und die Endgültigkeit der väterlichen Worte sehr.

»Vater«, begann Gerhard II. weit gefestigter. »Gibt es etwas, das Ihr von uns verlangt, bevor Gott Euch an seine Seite ruft? Sagt es nur, und wir werden es gerne tun.« Diese Frage war eigentlich unnötig, da der Grund ihres Besuchs von vornherein klar gewesen war.

»Mein Sohn, ich will euch etwas erzählen. Also hört mir zu.« Der Graf nahm einen Schluck Wein, bevor er weitersprach. Dann ließ er seine kehlige Stimme erklingen. »Euer Großvater, mein Vater, ist mir in den letzten Wochen unzählige Male im Traum er-

schienen. Ich sah ihn kämpfen – in seinen Schlachten bei Mölln und Bornhöved. Immer wieder trug er diesen einen Mantel über seiner Rüstung. Er war aus grüner Seide und wurde von seinem edelsteinbesetzten Fürspann zusammengehalten.« Während er das sagte, tippte er sich mit seiner rechten Hand gegen die Brust, genau dorthin, wo sich für gewöhnlich ein Fürspann befand.

»Was sagt Euch dieser Traum, Vater?«, fragte sein Zweitgeborener, Adolf VI., mit wahren Interesse.

Der Graf schaute seinen Sohn an und grinste schmallippig. Es war bekannt, dass er etwas für Traumdeutungen übrig hatte. »Zunächst war ich nicht ganz sicher, doch dann ist mir die Botschaft klar geworden. Euer Großvater hatte niemals einen grünen Mantel besessen. Ich und meine Berater sind uns aus diesem Grunde einig, dass es also die Farbe Grün ist, welche von Bedeutung ist.«

»Euer Scharfsinn ist bemerkenswert«, lobte Adolf VI., der sichtlich darauf brannte, mehr zu erfahren. »Doch was genau konnte Großvater damit gemeint haben?«

»Mein Sohn, es bedarf vieler Jahre Erfahrung, um Botschaften aus Träumen zu lesen. Die Astrologie ist ein weites Feld. Wie ihr wisst, steht die Farbe Grün für Erneuerung und Liebe. Doch meint mein Vater nicht die Liebe eines Mannes zu den Weibern, sondern er meint die Liebe eines Herrschers zu seinem Volk. Nun, da mein Tod naht, soll ich dafür Sorge tragen, dass mein Reich unter einer neuen Herrschaft weiterblüht – geführt von meinen Söhnen, die mein Land regieren in brüderlicher Liebe.«

Die drei Männer schwiegen. Auch wenn sich viele Herrscher dieser Methoden bedienten, war jene Deutung seines Traums für sie einfach zu weit hergeholt.

»Ich verstehe nicht ganz, Vater«, warf der Erstgeborene ungeduldig ein.

»Dann werde ich eben deutlicher. Die Itzehoer Linie wird nach meinem Ableben unter euch aufgeteilt. Doch ich werde euch mit

Absicht nicht sagen, welcher Teil des Landes auf wen von euch fällt. Stattdessen bestimme ich bloß, auf welche Weise mein Reich geteilt wird. Es liegt dann an euch zu entscheiden, wo ihr euch in Zukunft niederlasst.« Der Graf ging über die verblüfften Gesichter seiner Söhne hinweg und fuhr unbeirrt fort: »Es wird die Grafschaft Holstein-Plön, Holstein-Pinneberg und Holstein-Rendsburg geben. Die Grenzen habe ich bereits in eine Karte einzeichnen lassen. Sie alle erbringen ungefähr dieselben Einkünfte. Entscheidet selbst, wer von euch welchen Teil erhält, und seid weise in eurer Entscheidung. Macht meinem Namen Ehre, und verhindert das Vergießen von brüderlichem Blut.« Nach dieser Verkündigung faltete er die Hände und nickte abschließend. Er wusste, was nun folgen würde.

»Vater, das kannst du nicht verlangen. Warum teilst du das Land in drei gleiche Teile? Ich bin dein Erstgeborener, und ich sollte mehr Land bekommen als meine Brüder.« Gerhard II. gestikulierte wütend mit den Armen, um seinem Verdruss Ausdruck zu verleihen. Er dachte gar nicht daran, sich vor seinem Vater, geschweige denn vor seinen Brüdern, mit derartigen Äußerungen zurückzuhalten. Schon immer war er der hitzköpfigste unter ihnen gewesen, und das ließ er auch jetzt wieder jeden um sich herum spüren.

Graf Gerhard I. hob seinen dürren Arm und sprach in herrischem Ton: »Schweig, Sohn! Nicht einmal in meiner letzten Stunde kannst du dich edel und folgsam verhalten, wie es einem Grafensohn würdig wäre. Ich habe diese Art der Verteilung meines Erbes mit Absicht gewählt, damit ihr daran erinnert werdet, gerecht untereinander zu sein. Führt keinen Krieg gegeneinander, ansonsten zerbricht das Land. Vergesst niemals, dass ihr Brüder seid!« Nachdem sein letztes Wort verklungen war, sackte der Körper des Grafen noch tiefer in sich zusammen. Seine Kräfte näherten sich mehr und mehr ihrem Ende.

»Vater ...!«, riefen Heinrich I. und Adolf VI. erschrocken fast wie aus einem Mund und eilten an seine Seite. Einzig ihr Bruder,

der nicht sehen konnte, wie schlecht es um seinen Vater stand, und den es auch am wenigsten scherte, saß still auf seinem Sessel.

»Sollen wir vielleicht nach dem Heiler schicken lassen?«, fragte Hedwig besorgt und griff nach der eiskalten Hand des Alten.

»Nein, ich will keinen Heiler mehr. Ich hatte ein gutes Leben, und meine Zeit ist gekommen. Schon bald werde ich meinen beiden Ehefrauen, meinen Geschwistern und meinen Kindern ins Himmelreich nachfolgen. Ich will zufrieden damit sein, da ich euch noch ein letztes Mal habe sehen dürfen. Und nun geht, meine Kinder. Trauert nicht um mich, wenn ich sterbe. Sucht Trost im Gebet, und vertraut auf Gott.«

Alle vier taten, was der Vater von ihnen verlangte, und verließen das edle Schlafgemach, nachdem sie dem Grafen für immer Lebewohl gesagt hatten.

Als Gerhard I. wieder allein war, blickte er abermals eine ganze Weile ins Feuer. Die Stille, die er dieser Tage so sehr liebte, war zurückgekehrt. Nur das Knacken und Zischen des trockenen Kaminholzes war zu vernehmen. Dann plötzlich regten sich seine Finger. Spinnenartig krabbelten sie an ihm entlang und holten etwas unter seinem wärmenden Pelz hervor, das tief darunter verborgen lag.

Es war der große goldene Fürspann aus seinem Traum. Schweren Herzens nahm er ihn in beide Hände und fuhr mit den Daumen über den langen Dorn und das verzierte Kleeblattmuster. Die roten, blauen und grünen Edelsteine glänzten gülden im Schein des Feuers. Dieses Meisterstück der Goldschmiedekunst war ihm das Wertvollste unter all seinem Geschmeide. Heute hatte er sich eigentlich davon trennen wollen, indem er das Erbstück seinem ältesten Sohn vermachte, so wie es auch sein Vater vor vielen Jahren getan hatte. Für ebendiesen Moment hatte er die goldene Mantelspange bereits den ganzen Tag an seinem Körper getragen. Doch es war alles anders gekommen.

Sein Erstgeborener hatte zum unendlichen Bedauern des Vaters

auch dieses Mal wieder gezeigt, dass er unwürdig war. Tiefe Traurigkeit erfasste den Grafen. Auch er war im Leben nicht ohne Fehl gewesen, doch hatte der nahende Tod ihn – im Gegensatz zu seinem Sohn – geläutert. Gott musste gewusst haben, dass das Wesen seines Erstgeborenen fehlerhaft war, weshalb er ihn mit Blindheit gestraft hatte. Aber selbst dieses harte Schicksal hatte seinem unbotmäßigen Sohn nicht dazu verholfen, endlich mit dem Herzen zu sehen.

Der alternde Graf hob den Blick, und wie erwartet stand vor ihm sein treuer Diener Gottfried, der es wie kein Zweiter verstand, sich nahezu lautlos anzuschleichen.

»Ihr habt ihm den Fürspann nicht gegeben, Herr?«, fragte der Grauhaarige mit einfühlsamer Stimme.

»Nein, Gottfried. Ich habe es nicht getan. Mein Herz war dagegen.«

»Dann war es auch richtig so.«

»Nun denn ... ich will es hoffen«, zweifelte der Graf müde.

»Was soll nun damit geschehen?«, fragte der Diener und ruckte sein Kinn in Richtung der gräflichen Hände.

Gerhard I. senkte den Blick auf den Fürspann und kniff nachdenklich die Augen zusammen. »Hmm ... Ich denke, ich werde ihn meinem Vater zurückgeben.«

Gottfried lächelte. »Das ist eine gute Idee, Herr.«

Die Entscheidung war gefallen. Der Graf betrachtete das prunkvolle Stück ein letztes Mal, dann führte er die Spange an seine runzligen Lippen und übergab sie seinem Diener. »Nimm den Fürspann an dich, Gottfried, und reite, so schnell du kannst, nach Bornhöved. Dort, an der Wiese der Schlacht, stellst du dich zwischen den Königsberg und das Fiendsmoor, schließt deine Augen und wirfst ihn, so weit du kannst. Dies wird mein letzter Befehl an dich sein, treuer Freund.«

»Und ich werde ihn ausführen, Herr. Auch wenn es mein Leben kosten sollte!«

1

Es war einer dieser sonnigen Wintertage, an denen fortwährend ein glitzernder Nebel aus kleinen Schneestäubchen in der Luft lag. Friedlich war es und still. Bis das Donnern von galoppierenden Hufen die Stille durchschnitt. Schnee stob auf und wurde weit in die Höhe gewirbelt, um von da aus tanzend zurück auf den Boden zu rieseln. Einen kurzen Augenblick später war der Reiter wieder verschwunden, und erneut wurde es ruhig auf dem Weg von Itzehoe nach Hamburg.

Schon seit dem Morgengrauen war der Bote unterwegs. Der Weg war weit, doch er ritt ein schnelles Pferd und war ein guter Reiter. Wenn sich das Wetter hielt, konnte er die Strecke an einem Tag bewältigen. Er musste es einfach schaffen, denn seine Nachricht für den Hamburger Rat war zu wichtig, um sie auch nur einen Tag länger zurückzuhalten.

Als er endlich das Stadttor vor sich sah, waren er und sein Pferd trotz der winterlichen Kälte nass geschwitzt. Der Mann ignorierte seine steifen Glieder und steuerte seinen schäumenden und schnaufenden Rappen gezielt in Richtung der Domkurien. Mit forschenden Rufen bahnte er sich im Galopp einen Weg durch die schmalen Gassen.

Hastig sprangen die Menschen zur Seite und drängten sich furchtsam an die Wände der schiefen Fachwerkhäuser, um den wirbelnden Hufen auszuweichen – wohl wissend, dass der Reiter nicht anhalten würde. Wo sich vor ihm die Menge teilte, schloss

sie sich hinter ihm schimpfend wieder zusammen. Dennoch ließen alle den Reiter passieren. Nur ein einziger schwarz gewandeter Mann stand auf dem Weg wie ein Baum.

Erst als sie fast zusammenstießen, sah der Bote, wen er vor sich hatte. Hastig griff er die Zügel nach und zerrte daran, bis sein Wallach den Kopf nach hinten riss und erschrocken wieherte. Bloß eine Handbreit vor dem Mann kamen Pferd und Reiter zum Stehen. Noch im selben Moment nutzte der Bote den abrupten Schwung seines Rappen und sprang von dessen Rücken herunter. Gleich darauf fiel er vor dem Edlen auf die Knie in den Schnee; sei es aus Ehrerbietung oder aus Erschöpfung.

Große Erleichterung überkam den Boten – er hatte sein Ziel erreicht. Gesenkten Hauptes übergab er dem Mann einen gesiegelten Brief mit dem Schauenburger Nesselblatt darauf. »Herr, ich wusste nicht, dass Ihr es seid. Bitte verzeiht, wenn ich Euch beschmutzt habe. Ich bringe wichtige Kunde aus Itzehoe.«

Johann Schinkel erwiderte nichts darauf und nahm das beschriebene Pergament zur Hand. Er erkannte das Siegel der Landesherren sofort, was die Denkfalte zwischen seinen Augen noch vertiefte. An Ort und Stelle brach er das Wachs und überflog das Schreiben. Nach nur wenigen Zeilen wurde ihm die Wichtigkeit der Nachricht bewusst. »Heilige Mutter Gottes, es ist so weit ...!« Ohne ein weiteres Wort drehte er sich um, hastete an der Petri-Kirche vorbei über den freien Platz in der Stadtmitte, der nur Berg genannt wurde, da er auf einer Anhöhe lag, Richtung Süden. Der Weg zum Rathaus war ihm so vertraut wie die Gänge im Mariendom, denn als Mitglied des Domkapitels und Ratsnotar der Stadt Hamburg war er in beiden Gebäuden gleichermaßen zu Hause. Von der Pelzerstraße bog er rechts in den Dornbusch ein und passierte die gräfliche Münze und das Einbeckische Haus, welches vor dem großen Brand vor sechs Jahren noch das Rathaus gewesen war. Nun hatte Hamburg ein neues Rathaus, und

nachdem er zwei weitere Straßen entlanggeilt war, konnte er es bereits sehen.

Gott selbst musste seine schützende Hand über dieses Haus gehalten haben, so schnell waren die Bauarbeiten vorangegangen. Noch war das mächtige Steingebäude nicht fertig, doch der Rat ließ es sich nicht nehmen, schon jetzt in seinem Inneren zu tagen. Normalerweise hielt auch Johann Schinkel stets an dieser Stelle der Straße inne, um das Rathaus jedes Mal aufs Neue zu bestaunen, doch heute hatte er keinen Sinn für die Schönheiten des Mauerwerks. Er sah nicht die bläulich schimmernden, großen Steine der Außenfassade oder die rechteckigen Zwillingfenster mit ihren Kleeblattbögen. Wort- und grußlos schoss er an den eifrig werkenden Bauarbeitern und Steinmetzen vorbei, mied jedes ihm bekannte Gesicht und schritt geradewegs durch das spitz zulaufende, links angeordnete Steinportal. Kurz bevor er es passierte, fiel sein Blick auf das in Stein gemeißelte Wappen der Schauenburger Grafen neben dem der Hamburger. Er wusste, dass dieser Tag für alle Zeit mit dem Nesselblatt des Fürstenhauses verbunden sein würde. Gütiger Herr, bitte führe die Stadt durch die Zeit, die sie nun erwartet, flehte er innerlich.

Bereits beim Durchqueren der Vorhalle konnte er die Ratsherren hören. Sie diskutierten wie immer laut und heftig. Nur einer von ihnen übertönte sie alle – Bürgermeister Willekin Aios. Als Johann Schinkel die Versammlungshalle betrat, hallten seine Schritte laut auf den gemusterten Tonfliesen, was alle zum Verstummen brachte. Die schweren grünen Vorhänge waren weit zurückgezogen und ließen buntes Licht durch die bemalten Fenster fallen. Alle Köpfe drehten sich ihm zu, als er durch die verzierte hölzerne Abtrennung des ratsherrlichen Geheges trat, in dem die Herren stets tagen.

»Soeben hat mich ein Schreiben aus Itzehoe erreicht, meine Herren. Unser Stadtherr, Graf Gerhard I., ist tot. Ich befürchte, es kommen dunkle Zeiten auf uns zu.«

Sofort setzte aufgebrachtes Gemurmel ein. Alle Anwesenden wussten, was diese Nachricht zu bedeuten hatte: Es würde einen Machtwechsel geben!

Auch wenn Graf Gerhard I. stets als launischer und machthungiger Herrscher gegolten hatte, der sich wegen Auseinandersetzungen mit Lübeck und Fehden mit zahlreichen Adeligen schlecht um die Anliegen der Hamburger gekümmert hatte, war die Aussicht auf das Kommende fast noch schlimmer.

Willekin Aios war der Erste, der das Wort an den Ratsnotar richtete. »Sagt uns, Schinkel, steht in dem Brief geschrieben, wie die Nachfolge geregelt ist?«

»Nein, Bürgermeister. Und das deute ich als kein gutes Zeichen. Wäre die Nachfolge auf den Erstgeborenen, Gerhard II., übergegangen, wüssten wir es sicher schon. Wie es scheint, sind die Fürsten noch zu keiner Einigung gekommen. Doch nach meinem Dafürhalten ist es unwahrscheinlich, dass die drei Grafensöhne einem unter ihnen freiwillig den Vortritt gewähren werden.«

Aios nickte betrübt.

Der Ratsnotar sprach aus, was auch den übrigen Anwesenden nur allzu klar war: Im schlimmsten aller Fälle gedachten die drei Söhne Gerhards in Zukunft nebeneinander zu regieren. Schon jetzt gab es keine Einigkeit unter ihnen, und auch künftig schien es fast unmöglich, dass es einem der Brüder ohne Streit gelingen konnte, die alleinige Herrschaft über das väterliche Erbe zu erlangen. Obwohl der Erstgeborene Gerhard II. der Machthungrigste unter ihnen war, galten alle drei Söhne als ebenso gefallsüchtig wie ihr Vater, der die Stadt zu seiner Zeit stets mit hohen Kosten für Hochzeiten und Kriege geschröpft hatte. War es in der Vergangenheit schon schwer genug gewesen, Gerhard I. und seinen Neffen gleichermaßen zu dienen, so würde es noch schwerer werden, wenn die Grafschaft weiter zerfiel. Schon heute spaltete sich das Land in die Kieler Linie, die den beiden Söhnen von Gerhards

Bruder Johann I. zustand, und die Itzehoer Linie, die Gerhard I. selbst zugestanden hatte. Auch Hamburg war von der Teilung betroffen, denn in den siebzehn Jahren, die seitdem vergangen waren, wurden die Einkünfte der Stadt in zwei Hälften geteilt – ein Teil ging an Gerhard I., der andere an die beiden Söhne des damals verstorbenen Grafen Johann I.

Doch nun, nach Gerhards Tod, bestand die Möglichkeit, dass es zu einer weiteren Teilung kommen könnte – unter Umständen würde das Land sogar in fünf Teilfürstentümer zerfallen, deren Herrscher alle ein Stück Hamburg begehrten. Mit jedem neuen Herrscher ging die Gefahr einher, dass die Hamburger einen Teil ihrer hart erkämpften Selbstbestimmtheit einbüßten, sollte dieser versuchen, die Geschicke des Rates zu beschneiden. Alle Befürchtungen vor dem anstehenden Machtwechsel waren darum durchaus berechtigt.

Die Aussicht auf derlei Probleme ließ den hitzköpfigen Kaufmann Henric Longhe vom hölzernen Ratsgestühl aufspringen. »Die neuen Grafen werden Hamburg gnadenlos ausbeuten. Es wird noch weit schlimmer kommen als unter ihrem Vater. Wir müssen die Stadt vor der Willkür der Schauenburger schützen! Der Rat ist den Bürgern Hamburgs verpflichtet.«

Auch Olric Amedas stimmte in die wutgeschwängerten Reden mit ein. »Bei einer weiteren Landesteilung wird es außerdem zu einem Streit zwischen den Söhnen Johanns I. und Gerhards I. kommen. Wenn wir uns nicht endlich vom Grafenhaus abspalten, wird Hamburg zum Spielball der Schauenburger.«

»Genau«, pflichtete Hartwic von Erteneborg ihm bei. »Jedermann weiß, dass Gerhard I. seine Neffen stets übervorteilt hat, indem er ihnen ihr rechtmäßiges Erbe viel zu lange vorenthalten und in der Vergangenheit nicht einmal versucht hat, geeignete Eheverbindungen für sie auszuhandeln. Sie werden nun Rache nehmen wollen – und zwar an seinen drei Söhnen. Lösen wir uns ganz von

unseren Landesherren, bevor die Stadt ein Teil ihrer Fehde wird, das ist mein Vorschlag!«

»Jawohl!«

»Freiheit von den Landesherren!«

Fast alle bekundeten ihre Zustimmung. Die Forderung war gewagt, doch der Wunsch nach Unabhängigkeit gährte bereits viel zu lange in den Köpfen der Anwesenden, als dass dieser nun noch zurückzuhalten gewesen wäre. Was in den letzten Jahren schleichend begonnen hatte, wurde an diesem Tag zu einem festen Entschluss der klügsten Köpfe der Stadt. Hamburg sollte die absolute Unabhängigkeit erlangen!

In der folgenden Stunde wurde ein Plan zur Entmachtung der gräflichen Beamten geboren, und als das letzte Wort gesprochen war, begann einer der Ratsherren als Ausdruck seiner Zustimmung rhythmisch mit der Faust auf den Tisch zu pochen. Schnell gesellte sich eine weitere Faust hinzu, dann noch eine und noch eine. Bald waren das Gehege, die Versammlungshalle und alle Kammern des Hauses erfüllt von dem Hämmern der Ratsherren. Das Gepolter hallte laut durch alle Flure bis nach draußen, wo es mit dem Klopfen der Steinmetze verschmolz.

Als Johann Schinkel das Rathaus in der abendlichen Dämmerung verließ, war auch er erfüllt von dem Tatendrang der Ratsmitglieder. Der Zeitpunkt war gekommen. Es gab keinen Weg zurück, nur noch einen nach vorne. Tief in sich verspürte er die Gewissheit, es könne dem Rat tatsächlich gelingen, sich vom Grafenhaus zu lösen. Auch wenn der Weg dahin beschwerlich sein würde und die endgültige Freiheit von den Landesherren noch in weiter Ferne lag, war er zuversichtlich. Sie mussten es einfach schaffen! Nur sie als Ratsherren hatten die Macht dazu. Sollten sie scheitern, wäre Hamburg der unbändigen Ausbeutung ihrer neuen Herrscher und somit seinem sicheren Untergang geweiht.

Ragnhild saß auf einem gemütlichen Sessel in ihrer Wohnstube und betrachtete ihre Tochter Runa und ihre Stieftochter Margareta beim Sticken. Wie sehr sie es doch genoss, diese Handarbeit nur noch selten ausüben zu müssen! Ungern erinnerte sie sich an eine Zeit, da sie mit ihrem Schwager Conrad und dessen Frau Luburgis unter einem Dach gewohnt hatte. Damals war es ihrer herrschsüchtigen Schwägerin eine wahre Freude gewesen, dabei zuzusehen, wie sich Ragnhild beim Sticken quälte. Sie besaß einfach nicht die nötige Fingerfertigkeit für diese Arbeit. Umso mehr wunderte sie sich darüber, wie flink ihre Tochter mit der Sticknadel umging. Liebevoll blickte sie zu ihr hinüber.

Runa war wieder schwanger, doch man sah es bisher kaum. Es sollte bereits ihr drittes Kind sein, und Ragnhild konnte es kaum erwarten. Doch auch wenn sie es liebte, Großmutter zu sein, fürchtete sie sich schon jetzt vor dem Tag der Niederkunft.

Bereits kurz nach der Hochzeit mit Walther hatte Runa verkündet, dass sie schwanger sei. Nur neun Monate später wurde Thymmo nach unendlichen Stunden und unter heftigen Schmerzen geboren. Er war genauso blond wie seine Eltern und mit seinen fünf Jahren schon ein kluger Bursche. Nur ein Jahr später bekam er eine Schwester, und genauso wie Runa und Ragnhild sollte dieses Mädchen einen dänischen Namen tragen. Freyja war der ganze Stolz ihrer Eltern. Das Wesen von Mutter und Tochter war so auffallend ähnlich, dass man nicht umhin kam, sich über Freyjas kastanienbraune Haare und bernsteinfarbene Augen zu wundern, die so gar nicht ins Bild passen wollten.

Wie immer, wenn die drei Frauen sich am Freitag trafen, waren die beiden Kinder in Windeseile verschwunden. Es bestand kein Zweifel über ihren Verbleib – Marga war ihre liebste Spielgefährtin, und auch die Magd liebte die Kinder, als wären es ihre eigenen. Sie selbst war mit ihren fünfunddreißig Jahren noch immer unverheiratet. Trotz ihrer Liebe zu Kindern hatte sie niemals

einen Mann haben wollen. Sie schätzte sich glücklich, im Hause von Ragnhild und Albert von Holdenstede dienen zu dürfen. Hier fühlte sie sich zu Hause; nirgendwo anders wollte sie sein. Während sie den Kindern in der Küche eine Geschichte erzählte, ertönte im oberen Teil des Hauses lautes Geschnatter, das in alle Kammern drang. Obwohl die Frauen nur zu dritt in Ragnhilds Wohnstube waren, lärmten sie mindestens für drei weitere. Wie so oft lachten sie auch heute wieder herzlich über die immer gleichen Dinge. Soeben ging es um eine Angelegenheit, welche die Frauen bereits seit über einem Jahr beschäftigte.

»Bald ist es so weit, liebste Schwester«, neckte Runa die Jüngere mal wieder, die als gleich die Augen verdrehte. »Sag schon, bist du aufgeregt, ihn kennenzulernen? Was denkst du, wie er sein wird? Sanft oder eher stolz, großzügig oder eher ...?«

»O Runa, nicht schon wieder«, gab Margareta leicht ungeduldig zurück. »Er wird sein, wie Gott ihn geschaffen hat, und es wird kommen, wie Gott es will. Du weißt genau, dass ich deine dreisten Fragen nicht beantworten kann, und selbst wenn ich es könnte, würde ich es nicht tun.«

Lachend warf Ragnhild ein: »Deine Geduld will ich haben, mein Schatz. Du wartest nun schon seit über einem Jahr auf deinen Zukünftigen. Wenn er nicht bald von seiner Reise heimkehrt, dann wirst du einen Krückstock brauchen, um vor den Altar zu treten.«

Jetzt stimmte selbst Margareta in das Gelächter mit ein. Sie hatte sich eigentlich vorgenommen, jedes Gespräch über ihre bevorstehende Hochzeit zu meiden, doch es gelang ihr nie – nicht heute und nicht in der Vergangenheit. Es fiel ihr einfach schwer, sich gegen die Neckereien der beiden Frauen durchzusetzen, doch vielleicht war es auch besser so. Tatsächlich war es zwecklos zu leugnen, dass Margareta ihrer Hochzeit mit Hereward von Rokesberge sehnsüchtig entgegnieferte, und tatsächlich erschien ihr

die Warterei auf den in Nowgorod weilenden Verlobten mit Scherz und Heiterkeit erträglicher. Margareta war Hereward schon seit einigen Jahren versprochen, doch als sie endlich das heiratsfähige Alter erreicht hatte, begann der Handelsmann seine Geschäfte im fernen Russland. Wo andere Kaufleute sich stets von ihren Nunciis vertreten ließen, machte sich Hereward jedes Mal selbst auf die Reise. In der Vergangenheit war er oft schwer beladen mit fremdartigen Waren heimgekehrt, dieses Mal jedoch hatte er eigens ein paar vielversprechende Sprachschüler an den Peterhof begleitet, damit sie in Zukunft seine Geschäfte in der Landessprache führen konnten. Er hatte schon vor Monaten zurück in Hamburg sein wollen, um Margareta zu heiraten, doch der harte russische Winter und der Handel hatten ihn bisher davon abgehalten. So blieb der Zwanzigjährigen nur übrig zu warten, den immer lauter werdenden Spott der verheirateten Hamburger Damen zu ertragen und über die nicht böse gemeinte Fragerei ihrer Stiefschwester und Stiefmutter zu lachen. Sie war ihnen nicht gram, denn sie liebte Runa und Ragnhild, als wären sie blutsverwandt; was sich auch stets in der Anrede bemerkbar machte.

»Mutter?«, fragte Margareta mit einem gewissen Unterton, der vermuten ließ, dass sie etwas begehrte.

»Ja, Liebes«, gab Ragnhild zurück, ohne von Runas Handarbeit aufzublicken, welche sie gerade bewundernd betrachtete.

»Meinst du... ich meine, würdest du... mir dein Kleid für meine Hochzeit borgen? Das Kleid, das du zu deiner eigenen Hochzeit getragen hast?«

Sofort ließ Ragnhild die bestickte Haube in den Schoß gleiten und schaute zu Margareta auf. Dann legte sie ihren Kopf schief und lächelte warmherzig. Sie wusste genau, dass Margareta sich ein eigenes, viel prächtigeres Kleid schneidern lassen konnte, wenn sie es denn wollte. Ragnhild verstand, dass es eine Geste sein sollte, ein Zeichen dafür, dass Margareta sie als Mutter schätzte, obwohl

sie dies nicht war. »Aber natürlich gebe ich dir mein Kleid. Mit Freuden sogar. Du wirst wunderschön darin aussehen, Liebes.« Dann stand sie auf und schloss ihre Stieftochter in die Arme.

Runa war ebenso gerührt wie ihre Mutter. Es gab keine Eifersucht zwischen den Stiefschwestern. Beide liebten sich aufrichtig. Bewegt von Margaretas Worten erstrahlte auch Runas Gesicht, die eifrig aufsprang und zur Tür stürmte. »Ha, ich gehe das Kleid gleich holen! Wollen wir doch mal sehen, ob es dir überhaupt passt.«

Noch bevor Margareta protestieren konnte, war die Stiefschwester auch schon aus der Wohnstube verschwunden. Gerade wollte sie zur Kammer ihrer Eltern eilen, als sie Walther direkt in die Arme lief.

»Runa, Liebling. Was treibt dich denn so zur Eile an?« Zärtlich nahm er seine Frau bei den Schultern und betrachtete sie lächelnd. Wie sehr er seine Frau doch liebte! Ihre Augen, ihr Haar, ihre Haut. Einem aufkeimenden Wunsch nach Nähe folgend zog er sie an sich, um sie zu küssen. Doch Runa wandte im entscheidenden Moment das Gesicht ab, sodass sein Mund lediglich ihre Wange streifte.

Er hätte es wissen müssen – das tat sie nämlich häufig. Wo immer sie konnte, entzog sie sich ihm. Ernüchtert entließ er sie aus seiner Umarmung.

»Ich wollte gerade Mutters Hochzeitskleid holen«, sagte Runa tonlos, den Blick zu Boden gerichtet. »Sie will es Margareta für ihre Vermählung borgen.«

Einen kurzen Moment herrschte Stille zwischen dem Ehepaar, jene Stille, die nur dann entstand, wenn Reue und Verletztheit aufeinandertrafen.

»Geh nur«, sagte Walther schließlich mit einem ernsten Nicken und trat einen Schritt zurück. »Wir sehen uns dann heute Abend beim Mahl.«

»Ja, beim Mahl...«, murmelte Runa und lief an ihm vorbei, ohne aufzusehen. Nur wenig später drückte sie die Tür der elterlichen Kammer hinter sich zu und setzte sich gedankenversunken auf die Truhe ihrer Mutter. Beinahe fühlte sie sich befreit. Hier konnte sie Walther zumindest kurzzeitig entkommen. Seine stete Freundlichkeit machte es für Runa bloß noch schwerer. Fast wünschte sie, er würde endlich aufhören, sie zu lieben, damit ihr Gewissen sie nicht länger plagte. Dabei verdiente ihr Gemahl wahrlich Dankbarkeit und nicht etwa Runas Verdruss. Sie schämte sich für ihr Verhalten und für ihre Gedanken und fühlte sich ihm gegenüber schuldig, doch sie konnte nicht anders. Es war ihr in den sechs Jahren nach ihrer Hochzeit einfach nicht gelungen, Walther lieben zu lernen. Obwohl sie es sich so sehr gewünscht und er es nicht minder verdient hatte, war die Liebe ausgeblieben. Sie wusste, dass er das spürte. Es war in seinen Augen zu lesen, immer dann, wenn sie ihn abwies.

Unendlich weit weg schien die Zeit, da es noch Hoffnung für sie gegeben hatte. Runa erinnerte sich genau an den Tag ihrer Hochzeit – sah die Ereignisse jenes Augusttages wieder vor sich: Walther hatte ihr vor allen Gästen ein selbst erdachtes Lied gesungen. Geradezu wundervoll war die Dichtung gewesen und so wohlklingend seine Stimme. In diesem Moment hatte sie tatsächlich geglaubt, ihn eines Tages lieben zu können. In der Hoffnung, die Gefühle für ihren Gemahl würden sich schon irgendwann von alleine einstellen, hatte sie der Zukunft frohgemut entgegengesehen, überzeugt, seine unsterbliche Liebe würde für sie beide ausreichen. Doch das war ein Irrtum gewesen, ein schrecklicher Irrtum.

Manches Mal fragte Runa sich, was sie wohl mehr gefangen hielt – die Ehe, die sie nicht wollte, oder die heimliche Liebe, die nicht sein durfte? Es war eine Schmach, es sich einzugestehen, doch damals wie heute gehörte ihr Herz einem anderen Mann.

Obwohl sie in den vergangenen sechs Jahren kein einziges Wort

mit Johann Schinkel hatte wechseln können, lag sie doch jede einzelne Nacht in Gedanken bei ihm. Wie häufig hatte sie sich schon gefragt, ob auch er gerade an sie dachte. Erinnernte sich Johann noch an die junge Begine, die sie einst gewesen war, oder hatte er sie bereits vergessen? Womöglich würde sie es niemals erfahren, denn was für einen Grund konnte es geben, der es einer Frau erlaubte, eine intime Unterredung mit dem Ratsnotar von Hamburg zu führen? Sie kannte die Antwort – keinen!

Müde von ihren trüben Gedanken erhob sie sich von der mütterlichen Truhe und öffnete diese. Einen Moment starrte sie reglos auf die ordentlich gefalteten Berge von roter, grüner und blauer Seide, dann straffte sie entschlossen den Rücken und atmete tief ein, um nicht weiter ins Grübeln zu verfallen. Sie wollte die schmerzhaften Gedanken an ihre verloren gegangene Liebe nicht zulassen, und so griff sie zielsicher nach dem Hochzeitskleid ihrer Mutter. Mit beiden Händen hob sie es vor sich in die Höhe. Es wog schwer in ihren Armen.

Der Anblick des Kleides zauberte ihr ein Lächeln aufs Gesicht. Das schimmernde Tuch war über und über von Gold- und Silberfäden durchzogen, und der Ausschnitt und die Ärmel wurden von kunstvollen Ziernähten gesäumt. Es war von den Jahren in der Truhe zwar zerknittert, doch ansonsten schien es makellos.

In Runas Gedanken blitzte das Bild ihrer Mutter auf, wie sie dieses Kleid getragen hatte. Sie erinnerte sich noch genau daran, wie schön ihre Mutter darin ausgesehen hatte. Anmutig und vor allem glücklich. Wie gerne würde sie das Gleiche von sich behaupten. Doch ihr Hochzeitstag war kein Tag des Glücks gewesen. Wieder schweiften ihre Gedanken ab, ohne dass sie es wollte oder etwas dagegen tun konnte.

Runa hatte Walther nicht aus Liebe geheiratet, sondern nur deshalb, weil ihr keine andere Wahl geblieben war. Was sonst hätte sie auch tun können? Sie war eine Begine gewesen, noch dazu

schwanger und obendrein unsterblich verliebt in den Ratsnotar und Domherrn Johann Schinkel – den Vater des Kindes, welches sie in ihrem Leibe trug! Bis heute wusste er nichts von seinem Sohn, genauso wenig wie alle anderen um sie herum, und Runa würde ihr Geheimnis weiter hüten müssen, selbst wenn sie glaubte, mit den Jahren daran zu ersticken.

Walther hatte ihr in der Stunde ihrer größten Not ein Angebot unterbreitet, welches ihr damals als einziger Ausweg aus ihrer Lage erschienen war und sie vor Schimpf und Schande bewahrt hatte – vielleicht sogar vor dem Tode. Er, der sich schon seit ehemals als Nuncius ihres Vaters verdingte, stellte eine unstandesgemäße, aber ungefährliche Verbindung dar. Seine unsterbliche Liebe zu Runa hatte im Gegensatz zu Johann Schinkels Gefühlen nichts Anstößiges, und diese Tatsache machte er sich zunutze. Obwohl er wusste, dass sie das Kind des Ratsnotars unter ihrem Herzen trug, hatte er um ihre Hand angehalten, und Runa war darauf eingegangen. Alles hätte gut werden können, doch Gott wollte es anders. Auch nach all den Jahren und trotz all seiner glühenden Versprechungen war es Walther nämlich bis heute nicht gelungen, Thymmo als seinen Sohn anzunehmen.

Nichts von alledem, was sie sich damals erhofft hatten, war eingetroffen. Heute waren sie beide die Verlierer dieses geheimen Spiels, wie sie sich insgeheim eingestanden, auch wenn sie es nie laut aussprachen.

Verärgert darüber, dass sie sich nun doch grämte, schüttelte Runa den Kopf. Sie wollte diese quälenden Gedanken vertreiben – wenigstens für einen einzigen Tag. Heute sollte es um ihre Schwester gehen, die ihre Ehe mit Hereward noch vor sich hatte.

Margareta war zwar viel zu sittsam, als dass sie sich jemals dazu geäußert hätte, doch Runa sah es ihr an: Sie hegte bereits zarte Gefühle für ihren stattlichen Verlobten und sah ihrer Hochzeit freudig entgegen.

Auch wenn Runa selbst dieses Glück in ihrer Ehe nicht gefunden hatte, wollte sie doch alles dafür tun, dass es ihrer Schwester anders erging. Und so legte sie sich das Kleid über den Arm, zwang sich zu einem Lächeln und ging zurück zu Ragnhild und Margareta.

Walther und Albert hatten sich gerade über das Kaufmannsbuch gebeugt, um die Zahlen der vergangenen Tage durchzugehen, als Thiderich ins Kontor platzte. Mit hochrotem Kopf und kurzem Atem stieß er aus: »Du hast heute offenbar eine interessante Rats-sitzung verpasst, Albert. Graf Gerhard I. ist tot. Ich habe es eben von Olric erfahren.«

»Was sagst du da? Der Graf ist tot?«, fragte Albert verwirrt.

»Du hast mich leider richtig verstanden«, erwiderte Thiderich, der wie selbstverständlich Alberts Becher an sich nahm und diesen in einem Zug leerte. »Ein Bote hat Johann Schinkel die Nachricht gestern Abend überbracht.«

Weder Albert noch Thiderich bemerkten, dass der Name des Ratsnotars Walthers Herz einen Stich versetzte. Sein heimlicher Rivale war in der Stadt überall zugegen. Ein ums andere Mal wünschte er sich, dass Johann Schinkel aus Hamburg verschwand, was in Anbetracht seiner Stellung natürlich undenkbar war. Um einen ruhigen Ton bemüht fragte er: »Wer wird die Nachfolge antreten?«

Thiderich wandte sich Walther zu. »Das steht noch nicht fest. Der Erbfolge nach müsste es Gerhard II. sein, doch es scheint auch nicht ausgeschlossen, dass alle drei Grafensöhne berücksichtigt werden.«

»Gotte bewahre!«, stieß Albert aus und strich sich übers Haar. Dann begann er im Kontor auf und ab zu schreiten, während er laut dachte. Seine Freunde kannten dieses Verhalten schon; Albert tat das immer, wenn er versuchte Probleme zu lösen. »Sollte sich

das tatsächlich bewahrheiten, dann bekommen wir mit Sicherheit Schwierigkeiten. Es wird uns wohl kaum möglich sein, fünf Herren gleichzeitig zu dienen. Nur weil Gerhard I. seine beiden Neffen stets unterdrückt hat, sind wir allein ihm Abgaben aus unserem Holzhandel schuldig gewesen. Aber nun, da er tot ist, werden sich seine Neffen sicher nicht mehr so großzügig verhalten. Ich sehe es bereits kommen, Freunde. Es wird Streit zwischen den Grafen ausbrechen, und wir drei befinden uns genau in der Mitte.«

Albert hatte bloß ausgesprochen, was Thiderich und Walther längst wussten. Ihre einst so geniale Handelsidee konnte ihnen nun zum Verhängnis werden.

Nachdem die Stadt vor sechs Jahren den Flammen zum Opfer gefallen war, war ein Streit zwischen Hamburg und dem Grafenhaus entbrannt. Um den aufsässigen Städtern einen Schlag zu versetzen, verboten die Grafen ihrem Vogt damals, das dringend benötigte Holz zum Wiederaufbau der Stadt zu liefern. In dieser Zeit hatten Albert und Thiderich eine rettende Idee: Sie schlugen dem verarmten Grafen Gerhard I. einen Handel vor, den er nicht ausschlagen konnte. Wenn er Albert und Thiderich das Recht gewährte, Holz aus Friesland einzuführen, dann sollte der Graf für jede Ladung Wagenschrott die Hälfte des erzielten Wertes erhalten. Zu Anfang wurden Albert und Thiderich für verrückt erklärt, doch die Idee zahlte sich schließlich aus. Der Graf ließ die beiden Freunde gewähren und verhalf Albert, Thiderich und Walther somit zu erheblichem Reichtum.

So gerne der Rat jeden Handel mit dem Grafenhaus in dieser Zeit auch verboten hätte, er konnte es nicht. Die Bürger der Stadt brauchten das Holz zum Aufbau ihrer Häuser, und schlussendlich war es ihnen lieber, dass einer der ihren das Holz brachte und nicht der verhasste gräfliche Vogt.

Mit dem Tod Gerhards I. drohte dieser wohldurchdachte Handel in Gefahr zu geraten und Thiderich, Walther und Albert gleich

mit dazu. Die Tatsache, dass sie bei möglichen Streitigkeiten zwischen den Grafen nur einem unter ihnen würden dienen können, machte sie wie von selbst zu den Feinden der anderen. Dieses Schicksal galt es abzuwenden – doch solange die Nachfolge des Verstorbenen nicht geregelt war, konnten die Freunde nur abwarten.

Der Schnee unter den Hufen der Pferde knirschte mindestens genauso laut wie die ledernen Geschirre. Es war so kalt, dass den Männern die Bärte einfroren – trotzdem genoss Godeke den Ritt. Er trug gute Stiefel und einen warmen Mantel, der den Großteil der Kälte von ihm fernhielt.

Die Geschäfte in Friesland waren zufriedenstellend verlaufen, und das stimmte ihn heiter, doch galten seine Gedanken nicht dem väterlichen Holzhandel, in dem er seit Jahren tätig war. Vielmehr beschäftigte ihn der Gefallen, den er seiner Schwester getan hatte, indem er kürzlich einen ganz bestimmten Ort aufgesucht hatte. Noch war er sich nicht sicher, ob sein Handeln richtig gewesen war. Bis Hamburg würde er darüber nachdenken und dann entscheiden, ob er ihr von den erschreckenden Neuigkeiten berichten sollte oder nicht – doch Hamburg lag nur mehr eine Tagesreise entfernt.

Die Kaufleute, denen er sich vor drei Tagen angeschlossen hatte, redeten nicht viel, was ihm durchaus recht war. Alles, was Godeke von den elf Männern wusste, war, dass sich ein Teil von ihnen auf dem Weg nach Lübeck und der andere Teil auf dem Weg nach Hamburg befand. Sie hatten sich erst kurz vor seinem Dazustoßen zusammengefunden und ihn gerne in die Gruppe aufgenommen. Je mehr Männer sich zusammenschlossen, umso sicherer war die Reise auf den Handelswegen.

Obwohl der Wald dicht bewachsen war, lag überall eine dicke

Schicht Schnee zwischen den Bäumen. Die Zweige der immergrünen Tannen hingen so tief, dass Godeke manches Mal den Kopf einziehen musste, um nicht dagegenzustößen und eine volle Ladung Schnee abzubekommen.

Der Reiter vor ihm stellte sich in dieser Hinsicht weniger geschickt an. Irgendwie schaffte er es immer, die schneebedeckten Äste gerade noch zu streifen, sodass die weiße Pracht genau auf den dahinter reitenden Godeke hinabrieselte. Als dies zum wiederholten Male geschah, wurde Godeke wütend. Kurz erwog er, den fremden Kaufmann barsch anzufahren, doch so kurz vor Ende seiner Reise wollte er keinen Ärger mehr. Deshalb gab er seinem Pferd die Sporen und trabte bei der nächsten Gelegenheit einfach an seinem unachtsamen Reisegefährten vorbei.

Nachdem er eine Zeit lang an der Spitze der Gruppe geritten war, vernahm er plötzlich ein dumpfes Geräusch. Godeke sah seinen Nebenmann an, doch der saß unverändert auf seinem Pferd, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, und hauchte sich immer wieder in die hohlen Hände, um diese zu wärmen. Niemand sonst schien etwas bemerkt zu haben, doch er selbst blieb stutzig.

»Habt Ihr nichts gehört?«, sprach er den neben ihm Reitenden an.

»Was soll ich denn gehört haben?«, fragte der Kaufmann verwundert zurück und rieb sich weiter die schmerzenden Finger.

»Hmm, vielleicht täusche ich mich auch...«, räumte Godeke ein, doch er drehte sich trotzdem noch einmal zu den anderen Reitern um.

Sein Nebenmann folgte dem Blick seines Reisegefährten, doch alles, was sie sahen, waren die anderen Männer, die durch die vielen Lagen Kleidung allesamt etwas fettleibig aussahen. Ihre Mützen hatten sie so tief in ihre Gesichter gezogen, dass ihre Augen kaum mehr zu erkennen waren. »Da war nichts. Es ist der Wald. Er täuscht einem Geräusche vor«, entschied der Mann.

»Vermutlich habt Ihr recht.«

Gerade als sie sich beide wieder umdrehen wollten, blieben ihre Blicke an dem letzten Reiter der Gruppe hängen. Mit jedem Schritt, den sein Pferd tat, rutschte sein Körper ein Stück weiter zur Seite. Der Anblick war so grotesk, dass zunächst weder Godeke noch der andere Kaufmann etwas dazu sagten. Erst als der Mann wie ein nasser Sack aus dem Sattel glitt und mit einem vom Schnee gedämpften Geräusch zu Boden plumpste, zügelten sie ihre Pferde und zwangen so auch die anderen zum Anhalten.

»Was ist los?«, fragte einer der Kaufleute erstaunt.

»Lutold ist gestürzt«, antwortete Godekes Nebenmann. »Sicher die Kälte, der jammert doch schon seit Tagen, dass er friert.«

»Kommt, wir legen ihn zurück auf sein Pferd. Später am Feuer wird er schon wieder wach.«

Doch noch bevor die Kaufleute absteigen konnten, war Godeke von seinem Pferd gesprungen und zu dem Mann geeilt, der noch immer reglos mit dem Gesicht im Schnee lag. Gerade als er ihn umdrehen wollte, machte Godeke eine Entdeckung. Neben dem Kopf des Fremden breitete sich eine immer größer werdende rote Pfütze aus, die den Schnee um ihn herum augenblicklich zum Schmelzen brachte.

Godeke wich zurück und hob ruckartig den Kopf in Richtung Wald. Noch während er mit einer Hand nach seinem Dolch griff, rief er in befehlendem Ton: »Sofort auf die Pferde! Das ist nicht die Kälte, das ist ein Überfall!«

Schon wenige Schritte nachdem sie die Stadt verlassen und den Wald betreten hatte, taten Heseke die Beine weh. Als Frau eines Ratsherrn war sie es nicht gewohnt, so lange zu laufen – schon gar nicht bei diesem Wetter.

Es war zwei Tage vor Weihnachten, und der Himmel zeigte sich überzogen mit dicken weißen Wolken, die nur darauf warteten,

ihre Fracht zur Erde rieseln zu lassen. Je tiefer sie in den Wald vor-
drang, desto höher schien der Schnee zu liegen. Sie kam nur lang-
sam voran. Bei jedem Schritt musste sie ihren Fuß zunächst aus
der weißen Masse herausziehen, weit ausholen, um dann erneut
knietief darin zu versinken. Trotz des guten Schuhwerks waren ihre
Füße nach kurzer Zeit durchnässt und schmerzten vor Kälte. Zu
der Kälte kam die Angst. Immer wieder vernahm sie das Heulen
eines Wolfes oder ein Knacken im Geäst, und jedes Mal schien ihr
Herz einen Schlag auszusetzen.

Nach einer schieren Unendlichkeit sah sie endlich ihr Ziel.
Friedlich, fast schön lag die Hütte vor ihr. Selten zuvor hatte sich
Heseke so sehr darauf gefreut.

Wie immer trat Luburgis aus der Tür, bevor ihr Besuch auch
nur die Schwelle erreicht hatte. Heseke war nicht überrascht, hatte
ihr die Schwägerin doch einst erzählt, das stille Leben im Wald
schärfe das Gehör.

»Heseke! Dich schickt der Himmel. Ich habe die letzten Tage
schon sehnsüchtig auf deinen Besuch gewartet. Komm schnell he-
rein, und wärme deine Glieder.«

Ohne weitere Worte folgte die Ratsherrnfrau der Einladung.
Kurz darauf saßen beide Frauen am Feuer.

Mit einem prüfenden Blick durch den einzigen Raum der Hütte
fragte Heseke: »Wo ist Johannes?«

»Zur Jagd«, erwiderte Luburgis gleichgültig. »Doch es würde
mich stark wundern, wenn er dieses Mal etwas fangen würde. Ich
sage dir: Ohne deine Vorräte wären wir in den letzten sechs Jah-
ren unzählige Male elendig verhungert. Ich liebe meinen Jungen,
doch er ist weder zum Feuermachen noch zum Jagen zu gebrau-
chen. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich der Mann von
uns beiden.«

Heseke kannte diese Reden auswendig. Luburgis beklagte sich
jedes Mal über ihren weibischen Stiefsohn – und sie hatte recht.

Johannes war seit seiner Geburt klein und schwächlich gewesen. Wider Erwarten hatte sich das auch später nicht geändert. Selbst die Jahre im Wald hatten ihn nicht abhärten können. Er war seiner Stiefmutter keine rechte Hilfe.

Schon einige Male hatte sich Luburgis dabei ertappt, wie sie sich wünschte, es wäre sein starker Zwillingsbruder Godeke gewesen, der damals bei ihr geblieben wäre. Nachdem man ihren Mann Conrad wegen Mordes zum Tode durch das Rad verurteilt hatte, war sie selbst aus der Stadt gejagt worden. Ihren Stiefsöhnen Godeke und Johannes wurde es damals freigestellt, in Hamburg zu bleiben oder mit ihr zu gehen. Anfänglich hatten beide es vorgezogen, die Stadt zu verlassen, doch Godeke war ihr nach kurzer Zeit abtrünnig geworden. Er hatte sich seiner Wurzeln besonnen und war reumütig zu seiner Mutter Ragnhild und seinem Vater Albert zurückgekehrt. Seither lebte Luburgis mit Johannes versteckt und geächtet im Wald. Ihr altes Leben als Frau eines angesehenen Ratsherrn war für alle Zeit vorbei. Niemals mehr würde sie ein schönes Kleid tragen, niemals mehr eine Kirche von innen sehen, niemals mehr zurückkehren können. Häufig schon hatte sie sich heimlich an den Waldrand geschlichen, nur um die Stadtmauer oder die Spitze des Doms eine Weile betrachten zu können. Weiter durfte sie sich nicht wagen, sonst wäre sie des Todes. Alles, was ihr von ihrem alten Leben geblieben war, befand sich in dieser Hütte. Ein paar Kleider, die heute nicht viel mehr als bloße Lumpen waren, ihre Schwägerin Heseke, die sie mit Essen und Kunde aus der Stadt versorgte, und Johannes, der in genau diesem Moment ihre ärmliche Behausung betrat.

»Tante Heseke, gut, dass du uns wieder besuchen kommst. Wir leiden seit Tagen Hunger.«

Heseke drehte sich um und schaute verächtlich auf den dünnen, abgerissenen Kerl vor sich. »Diese Begrüßung sieht dir ähnlich. Hast du denn schon wieder nichts für den Kochtopf deiner Mutter gefangen?«, fragte sie streng.

»Nein, habe ich nicht«, antwortete dieser schuldbewusst und senkte den Kopf. Seine piepsige Stimme verwandelte sich in ein trotziges Gemurmel. »Ich kann bei diesem Wetter nicht jagen. Es ist kalt, und der Schnee blendet mich.«

»Was soll das heißen, *bei diesem Wetter?*«, gab Heseke schroff zurück. »Ich bezweifle, dass du in deinem Leben überhaupt schon einmal etwas erlegt hast, das nicht sowieso im nächsten Moment vor Krankheit oder Schwäche tot umgekippt wäre, du Nichtsnutz.«

Johannes lief vor Scham rot an, erwiderte jedoch nichts. Es wäre sinnlos gewesen – gegen seine resolute Tante war er machtlos.

»Ach, Heseke, sei doch nicht so streng zu dem Jungen«, versuchte Luburgis zu schlichten. »Erzähle mir lieber, ob es Neuigkeiten aus der Stadt gibt.«

Heseke wandte sich von Johannes ab, atmete tief ein und wieder aus und versuchte zu ignorieren, dass Luburgis ihren einundzwanzigjährigen Stiefsohn mal wieder *ihren Jungen* nannte, als wäre er ein kleines Kind. Dann sagte sie: »Ja, es gibt tatsächlich Neuigkeiten aus der Stadt. Graf Gerhard I. ist tot.«

Luburgis' Augen verengten sich umgehend zu schmalen Schlitzchen. »Soso. Was du nicht sagst«, zischte sie mit einem boshaften Unterton. »Endlich mal erfreuliche Nachrichten.«

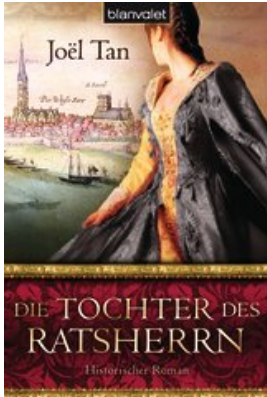
Heseke wusste, dass es nicht der Graf war, der das Interesse der Schwägerin weckte. Weder seine Todesumstände noch die Nachfolge waren für sie von Belang. Vielmehr freute sich Luburgis über die Veränderungen, die sein Tod mit sich bringen würde. Ihre alten Feinde Albert und Ragnhild waren Günstlinge des Grafen gewesen. Jetzt, nach seinem Tode, war nichts mehr sicher. So war es immer, wenn ein Herrscher starb. Manchmal wurden sich die Günstlinge mit den Nachfolgern einig, sodass Einfluss und Ansehen unangetastet blieben, manchmal jedoch blieb ihnen die Gunst des Nachfolgers verwehrt. Sollte Letzteres eintreten, würde

mit den von Holdenstedes endlich das passieren, was sich Luburgis, Heseke und Johannes vom Berge am meisten wünschten: Sie würden in Ungnade fallen und wären dann ein leichtes Ziel für sie. Alles Handeln in den letzten sechs Jahren, jeder Schritt, jeder Atemzug wurde stets begleitet von diesem unauslöschlichen Wunsch nach Rache. Viel zu lange warteten die drei Überlebenden des alten Geheimbundes schon darauf, beenden zu können, was sie damals begonnen hatten. Nun schien die Gelegenheit günstig zu sein.

Nachdem sich Heseke verabschiedet hatte, um noch vor Anbruch der Dunkelheit und vor allem vor der Schließung der Stadttore zurück zu sein, flüchtete Luburgis sich in ihre Gedanken. In ihr hatte sich eine unglaubliche Ruhe ausgebreitet. Ihr sonst so eintöniges, sinnloses Leben im Wald erfüllte auf einmal wieder einen Zweck. Auch wenn sie mittlerweile einundfünfzig Jahre alt war, wusste sie, dass ihre Seele erst zur Ruhe kommen würde, wenn sie all ihren Dämonen die Stirn geboten hatte.

Ihr Gemahl Conrad hatte seine Strafe schon erhalten. Nachdem er ihr vor vielen Jahren mit seinen Fausthieben das Gesicht entstellt hatte, wurde durch seine Hinrichtung diese Schuld an ihr gesühnt.

Ragnhild und Albert hingegen hatten ihr das einzige Leben genommen, welches sie je gekannt hatte: das einer Tochter aus angesehenem Hause und Frau eines Ratsherrn. Auch wenn sie dieses Leben niemals mehr zurückerhalten und sehr wahrscheinlich eines Tages einsam in ihrer Hütte im Wald würde sterben müssen, so wollte sie doch wenigstens bis zum letzten Atemzug darum kämpfen, ihre Feinde ins Unglück zu stürzen. Der Tod Gerhards I. war ein Anfang. Noch wusste sie zwar nicht, wie sie die verdiente Rache an ihren Feinden nehmen konnte, doch sie war bereit, dafür zu sterben!



Joël Tan

Die Tochter des Ratsherrn

Historischer Roman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 608 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38047-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Große Gefühle und Intrigen im Hamburg des 13. Jahrhunderts

Hamburg 1290. Runa sollte zufrieden sein: Als Ratsherrntochter und Frau von dessen Nuncius lebt sie wohl situiert. Sie erwartet ein Kind, und ihr Glück scheint perfekt – doch der Schein trügt: Obwohl Walther seit der Hochzeit versucht, ihre Liebe zu gewinnen, ist ihr Herz bereits vergeben. Eine zufällige Begegnung lässt einstige Gefühle wieder auflodern und treibt die Eheleute auseinander. Nun allein, sieht sich Runa der Willkür eines üblen Klerikers ausgeliefert, doch zwei Männer riskieren alles, um ihr beizustehen ...

 [Der Titel im Katalog](#)